

Die Schmiedjungfer [Fortsetzung]

Autor(en): **Lienert, Meinrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 5

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633741>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 5 — X. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 31. Januar 1920

Manche Nacht.

Von S. W. Konrad.

Alle Müdigkeiten sind mir ferne,
O im Dunkel, Seele, wirst du hell,
Atmest Sehnsucht in das Reich der Sterne,
Brichst du auf und wirst zum klaren Quell.

So in Stunden, die dich kühl umfassen,
Wird der Taten dunkler Sinn zu schwer,
Jenseits aller Liebe und dem Haßten
Kennst du den bedrängten Tag nicht mehr.

Was verloren, hast du lang vergessen,
Alles Fremde hat gewohnten Klang,
Alles Nahe wölbt sich ungemessen
In des Augenblickes Ueberschwang.

Die Schmiedjungfer.

Eine Bergdorfgeschichte von Meinrad Lienert.

So gerne das auch die Töchter und die künftigen Schwiegersöhne gesehen hätten, so schnell sollte es doch nicht dazu kommen. Nämlich, als am darauffolgenden Samstagabend der Schreiner und der Schneider wieder in die Schmiedstube kamen, sagte ihnen der Alte kurz heraus, daß er von ihnen eine Probe ihres Fleißes und ihrer Kunst haben wolle, bevor er seine Töchter Hochzeit machen lasse. Er benötige zudem ihrer Hilfe und Mitwirkung bei Beschaffung der Aussteuern; denn alles könne er nicht selber richten. Der Schreiner solle also für jedes Paar ein Ehebett und der Schneider für ihn und den Schreiner den feiertäglichen Hochzeitsrust ausführen. Der Schneider machte ein recht säuerliches Gesicht und fand das erste Mal in seinem Leben keine Antwort. Aber Portiunkula redete für ihn und versprach in seinem Namen alles, was der Vater gerne haben wollte. Und darnach nahm sie ihren außergewöhnlich still gewordenen Schneider bei der Hand und führte ihn mit sich in die Kirche zur Maiandacht. Der geschmalzte Hobelspaner hingegen langte mit dicken Fingern die schadhafte Gitarre von der Wand, spielte ein Schelmliedchen, setzte darnach das dicke Rätli auf's Knie und sagte: „Kleinhans, was mich anbelangt, sei unbekümmert. Ich will dir zwei Bettstätten liefern, wie man sie noch auf keiner Gewerbeausstellung pramiert hat. Deine Töchter

sollen in der Hochzeitsnacht weicher darin liegen, als die jungen Kaninchen im Flaum. Ich will sie nicht nur aus feinstem Hartholz heraushebeln, sondern auch zierlich bemalen, mit Bäumen, Sprüchen und Herzen, daß alle Ledigen, die sie zu sehen bekommen, verzweifelt ausrufen: Gebt uns zusammen, gebt uns zusammen! Du weißt, Schmied, ich kann alles; ein wahres Kannalles bin ich. Ich mag's nur nicht überhasten; denn wenn auch die Butter im Hafen ausgeht, die Zeit geht uns nie aus; wir haben ja noch eine ganze Ewigkeit voll.“ — „Ja, ja,“ meinte der Alte, „s ist mir recht, wenn du einmal ernsthaft zeigst, was es mit deiner Arbeitsamkeit ist. Daß du's kannst, weiß ich; ein wahrer Tausendkünstler wärst du. Aber was hab' ich davon, wenn alles hocken bleibt und kein Fortschritt in der Arbeit ist?“ — „Kleinhans,“ antwortete der Schreiner, „ich bin allezeit für den Fortschritt gewesen. Nur nehme ich dabei kleine Schritte; denn ich habe einen dicken Bauch und der will auch mit. Spaß aparti, du sollst beide Hochzeitsbetten bis in drei Wochen vor dir sehen und vor Entzücken einen Blutsturz bekommen. Und jetzt, Bethli,“ rief er der am Schwenkfessel stehenden Magd zu, „jetzt wollen wir uns ein bißchen auf die Arbeit stärken. Hol' uns eine Umpel Trankfame, wehrhaftes Kind!“

Der Schmied gab nicht allzuviel auf des Schreiners hochheilige Versicherungen und war daher freudig überrascht, als er ihn, schwitzend und dampfend, schon acht Tage darnach in seine Werkstätte holte und ihm bereits eine Bettstatt, vollständig fertig und von ihm selbst himmelblau bemalt, vorzeigte. „Wohl, wohl,“ machte der Schmied, die Bettladen wohlgefällig beaugenscheinigend. — „Gelt, Alter,“ meinte schmunzelnd der Schreiner und trocknete sich den Schweiß ab. — „Aber der Spruch gefällt mir nicht recht,“ sagte der Schmied; „'s ist kein christlicher Spruch.“ — „Ich hab' ihn selbst gemacht,“ beschied der Schreiner, und prüfend auf die Bettstatt schauend, las er laut: „Mein Bett ist meiner Jugend Freud und meines Alters Trost.“ — „Nun,“ meinte der Alte, „am Spruch liegt's am End' nicht; 's liegt am guten Willen.“ — „Freilich,“ stimmte der geschmalzte Hobelspaner bei, „und so du guten Willen hast, kommst du jetzt mit mir ins Köhli zu einem Schoppen; wir wollen die erste Bettstatt ein bisschen verschwellen, die zweite verschwellen wir am nächsten Samstag.“ — „Meinetwegen,“ machte der Alte; „denn das muß ich sagen, 's ist klüf gegangen. So wirst du noch vor dem Schneider fertig.“

Am nächsten Samstag kam jedoch kein Schreiner und am übernächsten auch nicht. Wohl aber tauchte im Zunaechten der Schneider Desiderius Pipenhennner auf, ein dickes Bündel unter dem Arm. Hustend und pustend und die Arme verwerfend zog er den Alten aus der Schmiede in die Stube hinauf, wo er vor ihm und vor den Augen seiner Töchter das Bündel auftat und auf dem Tisch zwei nagelneue Anzüge ausbreitete. „Der eine ist für dich, Kleinhans, und den andern will ich gleich dem geschmalzten Hobelspaner zutragen. Meine Arbeit wäre somit fertig. Von mir aus könnten wir jetzt alle Tage Hochzeit halten.“ — „Brav, brav, Schneider,“ sagte der Alte; „bist doch noch vor dem Gagelmann zu Ende gekommen.“ — „Ja,“ seufzte der Schneider mit einem schier anklagenden Blick, „'s ist mir nicht so leicht geworden. Denn da du mit den Hochzeitsgewändern so pressierdest, konnte ich mich mit meinen Flugexperimenten viel zu wenig abgeben; dennoch,“ fügte er selbstbewußt bei, „ich will es noch vor den Schwaben erfinden.“ — „Ach, was Schwachheit du für Zeug,“ machte der Alte. „Bist doch ein rechter Phantaster.“ Der Schneider machte nur eine großartige abwehrende Gebärde, lächelte überlegen und verzog sich dann mit der spitznäsigen Portiunkula in die Nebenstube.

Wochen vergingen, ohne daß der Schreiner Gagelmann die zweite Bettstatt fertiggebracht hätte. Ein paar mal schaute, auf des Schmieds Geheiß, das dicke Kätherli darnach aus und auch Portiunkula lief, ungeheißt, mehr als ein Duzendmal zum Schreiner und schalt ihn tüchtig aus. Die Bettstatt ließ auf sich warten. Der geschmalzte Hobelspaner, der zudem selten in der Werkstätte zu treffen war, wußte hundert Ausreden. Das Holz war nicht trocken genug. Die Farbe war ihm ausgegangen. Kurzum, die zweite Bettstatt wollte nicht kommen. Monat um Monat verging, und als der Schreiner endlich, zerfließend in Schweiß und mit Hobelspanen behangen wie ein festtäglicher Salondampfer mit Wimpeln, mit der zweiten Bettstatt vor des Schneiders doppelgiebliches Häuschen rückte, war glücklich ein Jahr seit der Verlobung vorbeigegangen.

Da beeilte sich der Schmied, den Hochzeitstag festzusetzen. Nur Bethlis Ausdauer und kräftigem Zugreifen war es zu danken, daß auch das Leinenzug und der gesamte Bedarf und Aufrust für den Haushalt der Töchter bereit war. Die junge Magd atmete erleichtert auf, als der Hochzeitstag endlich erschien.

An einem Fenster der Wohnstube, hinter den etwas angerauchten Vorhängen hervor, schauten sie und der bayrische Geselle, der Josef, dem Hochzeitszuge nach, der eben zur Kirche hinaufstieg.

Im Zuge zuvorderst stolzierte, wie ein Fischreißer, der Schneider Desiderius Pipenhennner. Sein spitzes, spärlich behaartes Haupt bedeckte ein altmodischer Zylinder, den die weitabstehenden Ohren mühsam vor dem Versinken retteten. Er besah sich heute mit Sperberaugen, nach einem Stäubchen spähend, und glättete bald da, bald dort eine unschöne Runzel aus seinen etwas eng geratenen Rodärmeln. Dabei erwiderte er mit schmelzendem Lächeln den Augenaufschlag seiner Braut Portiunkula, die sich ihrerseits bemühte, den etwas langen Hochzeitschuh so gut als möglich unter Verdeck zu halten. Sie machte ein wahrhaft schmerzlich verzücktes Gesicht, gerade als ob sie einer heimlich an der Fußsohle kitzelte. In der Hand hielt sie ihr Gebetbuch mit darumgewundenem Rosenkranz. Obwohl sie züchtig und weltfern wie ein Erstkommunikantenkind dahinzugleiten schien, wußte sie darnach, doch jedes Kind und jedes alte Weib namhaft zu machen, das beim Aufstieg zur Kirche Spalier bilden half. In außergewöhnlichem Abstände vom ersten Hochzeitspaar folgte das zweite, der Schreiner Karliseff Gagelmann mit dem über und über lachenden Kätherli, das ihn um Haupteslänge überragte, obwohl er auch eine ansehnliche Größe hatte. Er kam etwas langsam vorwärts; denn er zog im Gehen das linke Bein immer etwas nach, als ob er ein Galeerensträfling wäre und eine Eisentugel nachschleifen müßte. Ein breitrandiger Filzhut saß, etwas schief, auf seinem Kopfe, und im Knopfloch seines schon etwas ausgetragen aussehenden Hochzeitsgewandes vertat eine gewaltige Rose ihre duftenden Blätter. Diesem Paar heinelte, eifersüchtigen und angriffigen Auges, beständig links und rechts ausschauend, ein wohlgenährtes, leuchtendes Hündchen nach, des Schreiners kleiner Pips. Es war ein Tierlein von einer wunderbaren Artenmischung. Die Leute stritten sich darüber, ob seine Urahnen Zwergpinscher, Dadel, Igel oder Meer-schweinchen gewesen seien. Er mußte sich heute außerordentlich fühlen; denn beständig fauchte er die am Kirchenaufstieg gaffenden Buben mit heiserm Stimmlein an, was ihm der nachrückende Schmiedmeister Peter Kleinhans, der eine entfernte Base des Schreiners am Arme hatte, ab und zu unwirsch verwies. Der alte Schmied schien übrigens guter Dinge; denn er kaute, in Ermangelung seines Pfeifchens, in einemfort schmunzelnd die Zunge, liebteste seinen weißgrauen Bart und sah vergnügt bald nach der züchtig und tiefgebückt treppenauf trippelnden Portiunkula und bald nach dem Hochzeitskränzchen, das nachlässig im Blondhaar Kätherlis, seines Riesentöchterleins, lag. Ein kurzer Schweiß von Verwandten und Befreundeten folgte nach.

Mit großen Augen wunderten das Bethli und der bayrische Schmiedgeselle dem Hochzeitszuge nach.

„Jesus, Maria!“ rief das Bethli aus und schob den Vorhang noch etwas mehr zurück. „Was macht denn jetzt die Portiunkula vor der Kirche?“

Der Geselle lachte auf.

„Was wird sie denn machen, das spitznäsige Frauenzimmer. Des Schreiners Hundel will sie nicht in die Kirche hineinlassen. Na, schau, schau, ist das lustig!“

Vor der Kirchentüre mühte sich Portiunkula, die mit Entrüstung den Bips im Hochzeitszuge wahrgenommen hatte, ab, ihn vom Eingang in den Tempel Gottes abzutreiben. „Willst du wohl weg, du häßliches Vieh!“ zischte sie das seltsame Geschöpf an. Und als er sie zuerst mit schier erstaunten Augen anguckte, begann sie mit ihrem weißen Kleide gegen ihn zu wehen und zu winden wie ein Meersegel. Da sträubten sich seine Haare; seine Augenlein funkelten grüngiftig, und heißer belfernd ging er zum Angriff gegen Portiunkula vor, um den Kircheneingang im Sturm zu nehmen. Und als ihr gar in der Hitze des Gefechtes das Jungfernkranzlein entfiel, stürzte sich Bips darauf und er hätte es wohl zerfehzt, wenn ihm's der Schneider, der jetzt auch in den Kampf eingriff, nicht entrissen hätte. „Du heilige Zuversicht!“ ächzte Portiunkula. Aber der Schreiner und das Kätherli und das lebendige Spalier des Dorfes wollten vor Luftbarkeit schier umkommen, bis endlich der alte Schmied den widerspenstigen Bips mit einem wohlgezielten Fußtritt zu Boden warf, also daß er, ohne Aufhalten, wieder die lange Kirchenstiege hinunterrollte, die er eben feuchend und fauchend erstiegen hatte. Dann verschwand der Zug in der Kirche, deren Pforte der Siegriff eben weit aufgetan hatte.

„Wie schön tönt doch die Orgel aus der Kirche,“ jagte das Bethli zu dem immer noch lachenden Gesellen. „Es überkommt mich allemal wie Heimweh nach meiner armen Mutter selig, wenn ich sie höre.“

„Ja,“ meinte der Josef, „sie wird dem Alte wohl auch lustig in die Ohren tönen; denn nun ist er die beiden faulen Taschen los, kann sich aufs Ohr legen oder zum Fenster hinaus zuschauen, wie sich die armen Leute abhunden und einen schweren Tag machen müssen. Ich wollt, ich wär auch schon so weit.“

„Wie kannst du nur so reden. Der Meister hat seinen Feierabend wohl verdient,“ machte die junge Magd; „denn was hatte er anderes als Arbeit seiner Lebtag und Verdruß mit seinen Töchtern. Da ist ihm sein bißchen Ruhe von ganzem Herzen zu gönnen. Seine Arbeit hört nun endlich auf und wir fangen sie ja erst an.“

„Ja, Schatz,“ sagte der Geselle, das Mädchen an sich ziehend, „nun fangen wir an. Jetzt hat der Alte seine Ruh; nun wollen wir uns heiraten und heimzu ins Allgäu,



Albert Nyfeler, Langenthal-Kippel: Lötzentalerin. (Aus „D mein Heimatland“. Verlag G. Grunau, Bern)

Die großflinige Bergwelt um das Bietschhorn herum, die klare Luft des Lötchentals und die gesunde, schlichte Art der Talbewohner bedingen den kräftigen, linienstarken Realismus in Nyfeler's Schaffen. Seine Porträts wie seine Landschaften sind kraftvoll erfasst und warmes Leben umgibt sie.

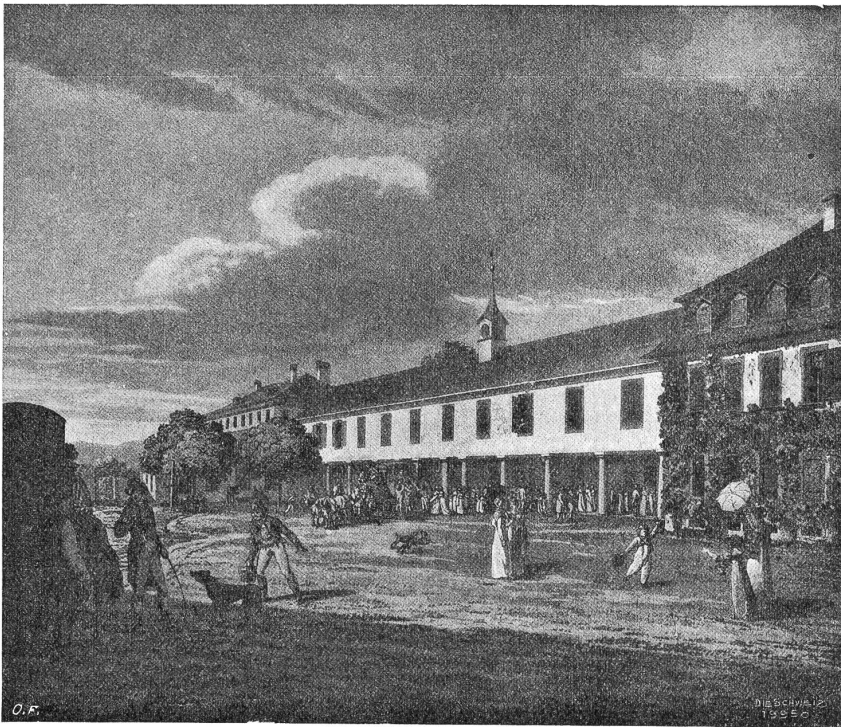
wo ich in des Betters Geschäft Altgeselle und vielleicht einmal sein Nachfolger und Erbe werden kann. Hast mir's ja versprochen, mich zu heiraten und mit mir ins Bayerische zu kommen, sobald des Meisters Töchter einmal aus dem Hause seien.“

„Ach ja,“ seufzte sie, sich ruhig, aber fest aus seinen Armen losmachend, „ich hab' eben nicht geglaubt, daß des Meisters Töchter nun auf einmal, und gar beide, heiraten. Es ist nun doch gar schnell gekommen. Nun hat der alte Meister niemand mehr, der zu ihm schaut, als mich. Wie sollte ich da weggehen? Er war auch immer so gut gegen mich. Das wär' doch unverschämt.“

„Nein,“ machte er entrüstet, „nein, so was! Immer hast Ausreden. Der Alte ist doch kein Kind mehr.“

„Eben ist er noch ein Kind,“ warf das Bethli ein. „Er ist wohl ein Mann in der Schmiede und überall, wo er den Mann stellen muß; aber im Haushalt, da ist er ein Kind; da weiß er sich nicht zu helfen und verliert gleich den Kopf, wenn einmal eine Pfanne Milch übersiedet, ein Topf zerbricht oder sonst etwas nicht den gewohnten Weg geht. Und gar, wenn er krank würde, da könnte ich ihn niemals . . .“

„Sei doch still, du Gret! Nein, wenn du mich immer so hinaushalten willst, so lauf' ich dir noch davon. Das



Bad Schinznach im Aargau (1813). Nach Kupferstich von Franz Hegi.

halt ich nimmer aus. Du bist eine Tierquälerin. Ich will dich einmal haben und meinen eigenen Hausstand gründen. Hast du mich denn bloß so gern, daß du meinst, ich sollte dich immer bloß anschauen dürfen, wie die Katz die Wurst durch die Scheiben des Mehgerladens. Jetzt verträgst du mich bald zwei Jahre also.“

„Ach, ich bin ja noch so blutjung.“

„O du Narrchen, wenn du alt wärest, könntest du meinewegen dableiben bis am jüngsten Tag.“

„Nur noch, bis der Meister ein anderes zuverlässiges Mädchen findet, von dem ich sehe, daß es zu ihm und zu seiner Sache recht schaut, laß mich hier. Darnach will ich dir folgen, Josef, bis ans kühle Grab.“

„Gut denn,“ schimpfte er, „du heillose Drängerin. So will ich dir noch warten, bis der Alte eine andere Magd hat; aber dann geht's fort, oder,“ machte er, zornig auf-fahrend, „oder dann gehe ich allein, daß du's weißt!“

Eine Stabell über den Haufen werfend, stob er hinauf in seine Kammer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Helvetische Gesellschaft.

Im Jahre 1758 erschien unter dem Titel „Patriotische Träume eines Eidgenossen von einem Mittel, die veraltete Eidgenossenschaft wieder zu verjüngern“ eine Schrift, die unter den gebildeten Schweizern jener Zeit großes Aufsehen erregte. Sie war von dem greisen Luzerner Gelehrten Franz Urs Balthasar geschrieben, einem feingebildeten, patriotisch denkenden Patrizier, dem die Not der Zeit ans Herz ging. Balthasar schlug in seiner anonymen Schrift stark pessimistische Töne an; man könne es mit den Händen fühlen, daß die Eidgenossenschaft am Ende ihrer Freiheit und dem Verfall ganz nahe sei. Er klagt über die Genußsucht und die Ueppigkeit der obern Volksklassen und die

zunehmende Armut der untern. Er findet das Mittel gegen diese Entwicklung dem Abgrunde zu in der Gründung einer nationalen Erziehungsanstalt eines eidgenössischen „Seminars“, wo die jungen Männer, die sich dem Staatsdienste zu widmen gedenken, in nationalem Sinne erzogen werden sollten.

Nicht der Verfasser selbst, sondern sein Freund, der gleichgesinnte Basler Ratsherr Isaaß Iselin, hatte die Schrift veröffentlicht, und zwar, um die politische Polizei zu naszuführen, in „Frenstadt bey Wilhelm Tells Erben“. So wenig waren die damaligen Regenten die Kritik an der bestehenden Ordnung gewohnt, daß eine öffentliche Aussprache über die Angelegenheiten des Volkes Strafverfolgung riskieren mußte. Der Gedanke einer nationalen Zusammengehörigkeit durfte vor den Potentaten der 13 Republiken nicht laut ausgesprochen werden. Sie witterten schon Gefahr für ihre kantonale Selbstherrlichkeit.

Ueber diese enge, Kleinbürgerliche, sadpatriotische Geistesrichtung waren zum Glück für die damalige Schweiz schon eine große Zahl von gebildeten Schweizern hinausgewachsen. Es gab

in Zürich, Bern, Luzern, Basel und Solothurn einen immer größer werdenden Kreis von Männern, die den Geist der Aufklärung erfakten und auf sich wirken ließen und die darum auch für politische Dinge einen freien und weiten Horizont hatten. Voltaires und Rousseaux Schriften wurden von diesen Männern diskutiert und ihre Ideen als neues Evangelium geglaubt. Dem oben erwähnten Basler Isaaß Iselin kam der Gedanke, die Männer dieser Geistesrichtung zu einer Gesellschaft zusammenzuschließen.

Im Jahre 1760, bei Anlaß der dreihundertjährigen Stiftungsfeier der Basler Universität, fanden sich bei Iselin einige gleichgesinnte Zürcher ein: der Ratschreiber Salomon Hirzel, der Idyllendichter Salomon Gehner und der Obmann Schinz. Sie besprachen mit Eifer während eines zehntägigen Beisammenseins die Angelegenheiten des Landes und versprachen sich, beim Abschied, alljährlich



Isaaß Iselin (1728—1782), Ratschreiber zu Basel, Stifter der Helvetischen Gesellschaft (1760). Nach J. H. Lips 1781 gestochen von Mathias Stumpf.